

Beratung im Pflegesystem – eine systemtheoretische Perspektive

Heiko Kleve

■ **Dieser Beitrag unterbreitet der Pflegewissenschaft den Vorschlag, die Luhmannsche Systemtheorie zu rezipieren, denn diese Theorie ist gewinnbringend, um die gesellschaftliche Funktion der Pflege zu reflektieren und zu begründen. Sie ist darüber hinaus auch brauchbar, um Beratung im Pflegesystem zu beschreiben und zu erklären. Zugleich wird damit hinsichtlich der systemischen Pflege-theorie ein Paradigmenwechsel vollzogen. Während klassische systemische Pflege-theorien eher holistisch orientiert sind, offenbart eine systemische Pflege-theorie, die auf Luhmann Bezug nimmt, den Wandel durch Differenz. Dieser Wandel führt dazu, dass das in der Pflege sich vollziehende komplexe Zusammenspiel von biologischen, psychischen und sozialen Systemen deutlicher als bisher in den Blick genommen kann.**

■ This article proposes to the nursing science to perceive the system theory of Luhmann, because this theory is profitable to reflect and prove the social function of nursing. Moreover, it is also useful to describe and explain counselling within the nursing system. At the same time a change of paradigm takes place with regard to the system theory in nursing theory. While classical system theories in nursing are closer to a holistic orientation, the system theory referring to Luhmann is revealing the chance through difference. This change leads to a more precise view of the complex team-work of biological, psychological and social systems.

Einleitung

Konzepte der Beratung fußen auf verschiedensten psychologischen und sozialwissenschaftlichen Theorien. Im Folgenden wird die systemtheoretische Perspektive im Zentrum des Interesses stehen. Die These ist, dass eine systemtheoretische Betrachtung der Pflege Ansatzpunkte für die Entwicklung und Reflexion von professioneller Beratung im Pflegebereich offeriert. Um diese These zumindest zu skizzieren, sollen der Pflegewissenschaft und die in diesem Kontext sich entwickelnden Beratungskonzepte mit einer Systemtheorie der Pflege in Kontakt gebracht werden. Diese Systemtheorie grenzt sich strikt ab von traditionellen Systemansätzen in der Pflege und präferiert einen systemischen Zugang, wie ihn Niklas Luhmann (1927–1998) zwischen 1984 und 1997 entwickelt hat.

Luhmann hat insbesondere mit seinen Werken *Soziale Systeme* (Luhmann 1984) und *Die Gesellschaft der Gesellschaft* (Luhmann 1997) Maßstäbe für die nachfolgenden systemtheoretischen Diskurse gesetzt, die nicht mehr unberücksichtigt bleiben sollten, wenn man heute in der Pflegewissenschaft Systemtheorie zu betreiben versucht. Wie Jens Friebe (1999: 154) jedoch feststellt, »bleibt die Umsetzung seiner [Luhmanns; H.K.] Systemtheorie auf Pflegefragen ein noch zu lösendes Problem«. Die Lösung dieses Problems sei allerdings schwierig, weil Pflege

auf Anwendung orientierte Theorien benötige und Luhmann »aber keine Anwendungswissenschaft entwirft« (ebd.). Diesem Urteil soll in diesem Beitrag – nicht zuletzt angesichts des äußerst praktischen Bezugspunktes der Beratung (siehe grundsätzlich dazu etwa Fuchs/Pankoke 1994; Uecker 2003; Lindner 2004) – widersprochen werden. Sobald wir nämlich die bisherige Rezeptionsgeschichte der Luhmann'schen Systemtheorie betrachten (vgl. de Berg/Schmidt 2000), werden wir Dirk Baeckers (1994: 13) Feststellung zustimmen können, dass nämlich »paradoxerweise gerade die hochgetriebenen Abstraktionen der Theorien, die hier im Spiel sind, als erstaunlich praxisnah erscheinen«.

Bevor Grundtheoreme der Luhmannschen Systemtheorie und davon abgeleitete Aspekte der Beratung referiert werden, die für eine pflegetheoretische Rezeption gewinnbringend sind, wird zunächst die Entwicklung der sozialwissenschaftlichen Paradigmen der Systemtheorie skizziert. In einem dritten Schritt werden wenige, aber zentrale Theoriestücke der sozialwissenschaftlichen Systemtheorie Luhmanns skizziert – in der Hoffnung, Konzepte der Beratung in der Pflege damit anzuregen, verstärkt diese Systemtheorie zu rezipieren. Einige dafür möglicherweise relevante Perspektiven sollen abschließend entwickelt werden.

Paradigmenwechsel in der sozialwissenschaftlichen Systemtheorie

In der Entwicklung der sozialwissenschaftlichen Systemtheorie lassen sich mindestens drei unterschiedliche Paradigmen unterscheiden (vgl. Luhmann 1984: 15ff.), die mithilfe dreier Leitdifferenzen ihre Aussagen strukturieren: mit der Differenz Teil/Ganzes, mit der Differenz System/ Umwelt und schließlich mit der Differenz Identität/ Differenz (vgl. auch Kleve 2000).

Das erste systemtheoretische Paradigma – die Differenz Teil/Ganzes: Der Fokus dieses Paradigmas ist auf die Ganzheit bzw. Einheit des Systems gerichtet, in der die Teile als integrierte Komponenten gedacht werden, die sich wechselseitig hinsichtlich ihrer Freiheitsgrade einschränken und damit etwas entstehen lassen, das als Emergenz bezeichnet wird (vgl. Willke 1993: 278). Emergenz meint Eigenschaften von Systemen, die erst dadurch entstehen, dass sich Systeme als Prozesse von sich wechselseitig aufeinander beziehenden Teilen strukturieren. Emergente Systemeigenschaften bilden sich aufgrund der selektiven Verknüpfung der Systemelemente, mit anderen Worten: aufgrund der Beziehungen der Teile des Systems zueinander und sind nur erklärbar, wenn man nicht die Teile des Systems isoliert voneinander, sondern das System als Ganzheit von wechselseitig miteinander ver-

knüpften Elementen betrachtet. Als Beispiel kann man sich eine Familie vorstellen, in der sich die Mitglieder in einer bestimmten Art und Weise, nämlich nach bestimmten kommunikativen Regeln und Mustern zueinander verhalten. Diese familiensystemischen Muster und Regeln bedingen erst das individuelle Verhalten der einzelnen Personen; wenn man also deren Verhalten verstehen bzw. erklären will, dann ist es unabdingbar, dass man versucht, die Muster und Regeln zu erkennen, die das Verhalten der einzelnen Familienmitglieder strukturieren. Daher interessiert sich die systemische Beratung mit Familien gerade für die Muster und Regeln, die innerhalb von Familien – zumeist implizit, latent – Verhaltensprozesse strukturieren (vgl. Simon/Clement/Stierlin 1999). Individuelle Verhaltensweisen (z.B. kindliche Symptome wie Bettnässen, Hyperaktivität oder Krankheiten wie Magersucht) werden in der systemischen Beratung deshalb als funktionale Beiträge zum Gesamtsystem Familie betrachtet, die deren systemisches Gleichgewicht, deren Homöostase bedienen und damit die familiäre Struktur-erhaltung gewährleisten.

Aber gerade das systemische Prinzip der homöostatischen Struktur-erhaltung erscheint problematisch, läuft es doch auf einen latenten Systemkonservatismus, auf systemische Affirmation hinaus. Daher wird der Systemtheorie häufig vorgeworfen, dass sie sich – allein schon aufgrund ihres prägenden Begriffapparates und ihrer Ausgangsunterscheidungen – hauptsächlich für systemerhaltende Prozesse interessiert, die mithin die ganzheitlichen Strukturen des Systems zu stabilisieren versuchen. Systemtransformationen oder gar -zusammenbrüche geraten dabei wenig in den Blick. Dass diese Kritik insbesondere für Systemtheorien gilt, die von der Unterscheidung Teil/Ganzes ausgehen, aber keineswegs auf jene systemischen Theorien zutrifft, die von den beiden noch zu erläuternden Paradigmen geleitet werden, soll im Weiteren noch ersichtlich werden.

In der Soziologie gilt insbesondere die Systemtheorie von Talcott Parsons als eine Theorie, die von der Teil/Ganzes-Differenz ausgeht. Diese Theorie hat die systemischen Pflgetheorien maßgeblich beeinflusst (vgl. Friebe 1999). Denn die inzwischen auch in Deutschland mit der Etablierung pflegewissenschaftlicher Studiengänge bekannt werdenden systemischen

Pflgetheorien sind in einer Zeit in den USA entstanden, als in der amerikanischen Soziologie Parsons sehr populär war, und zwar in den 1960er und 1970er Jahren (vgl. Friebe 1999: 148). Daher transportieren diese Theorien, wie man heute sagen könnte: antiquierte Systemvorstellungen, die insbesondere die homöostatische Systemerhaltung im Blick haben und sich davon ausgehend für das Ziel der Anpassung individuellen Verhaltens an soziale, etwa gesellschaftliche oder organisatorische Gegebenheiten interessieren. Insbesondere in der Theorie von Sister Callister Roy und Heather A. Andrews (1997) erscheint der Gedanke der Anpassung bereits im Titel; diese Theoretikerinnen nennen ihren Ansatz »Adaptationsmodell«. Wie aber konzipiert Parsons Systeme?

Parsons (1972) interessiert sich vor allem für die Frage, wie in sozialen Systemen Handlungen als emergente Phänomene zustande kommen und soziale Systeme erhalten. Daher wird diese Systemtheorie auch als strukturell-funktionale Theorie bzw. als Strukturfunktionalismus bezeichnet; denn sie geht von einer gegebenen Struktur bzw. einer systemischen Ganzheit aus, von einem strukturierten sozialen Handlungssystem, und fragt dann, gewissermaßen sekundär, welche Funktionen von welchen Subsystemen erfüllt werden müssen, damit sich diese Ganzheit als System realisieren und erhalten kann. Der Strukturfunktionalismus als ganzheitliche sozialwissenschaftliche Version der Systemtheorie (vgl. Morel u.a. 1997: 300) kann als unhinterfragter Hauptfokus vieler klassischer Systemkonzepte (auch in der Pflege) gelten. Zentral dabei ist, dass die Subsysteme – also der Organismus (der Körper bzw. das biologische System), die Persönlichkeit (das Bewusstsein bzw. das psychische System), das Soziale (das soziale System, z.B. eine Familie, eine Gruppe, eine Organisation etc.) und das Kulturelle (das kulturelle System der Werte, Normen, Rollen etc.) – so zueinander in Beziehung gesetzt werden, dass sie ihre jeweiligen Funktionen (vor allem Anpassung, Zielerreichung, Integration und Struktur-erhaltung) dermaßen erfüllen, dass eine systemerhaltende Handlung entstehen, emergieren kann. Denn für Parsons gilt: »Action is system!« (zit. n. Luhmann 2002: 19).

In einigen Versionen von eng oder lose an Parsons orientierten Systemtheorien werden die einzelnen Systeme mitunter wie

russische Puppen vorgestellt, die ineinander verschachtelt, gewissermaßen zwiebelschalenartig so miteinander verbunden sind, dass das jeweils größere das nächst kleinere System beinhaltet (s. etwa King 1997: 185). Die Frage ist nur, ob es (noch) brauchbar ist, Systeme mit derartigen oder anderen räumlichen Metaphern zu beschreiben. Peter Fuchs (2001) jedenfalls bewertet die Raummetapher als ungeeignet, um zu Systembeschreibungen zu kommen, die einer hochgradig differenzierten und komplexen Gesellschaft angemessen sind. Er versucht, die auch in systemischen Theorien noch vorherrschenden verdinglichenden (reifizierenden) Beschreibungen zu durchkreuzen, wenn er das System als eine Metapher bezeichnet, die etwas versinnbildlichen soll, was sich genaugenommen jeder sprachlichen Fixierung entzieht. Diese metaphorische Vorstellung eines Systems kommt jedoch erst in dem dritten systemtheoretischen Paradigma vollends zur Geltung. Aber bereits Ende der 1960er, Anfang der 1970er Jahre wurde die klassische systemische Orientierung, die sich an der Differenz Teil/Ganzes orientiert, durch ein zweites systemtheoretisches Paradigma allmählich gesprengt.

Das zweite systemtheoretische Paradigma – die Differenz System/Umwelt: Luhmann (1970) hat sich bereits Ende der 1960er Jahre vom Strukturfunktionalismus, von der strukturell-funktionalen Theorie verabschiedet. Nicht mehr systemische Strukturen und deren Erhaltung sind für ihn die primär erklärungsbedürftigen Phänomene, sondern zu erfüllende soziale Funktion, um die sich dann – gewissermaßen sekundär – systemische Strukturen bilden, die erst zur Emergenz von Systemen führen. Daher kennzeichnet bereits der frühe Luhmann seine Theorie nicht mehr mit dem Begriff des Strukturfunktionalismus, sondern spricht von einer funktional-strukturellen Theorie. Luhmann vertauscht also zunächst die Prioritäten; er setzt nicht bei der Struktur, sondern bei der Funktion an.

Während in der strukturell-funktionalen Theorie bestimmte Systemstrukturen vorausgesetzt werden und im Anschluss daran nach den funktionalen Leistungen gefragt wird, die erbracht werden müssen, damit die Systeme als Teil/Ganzes-Relationen erhalten bleiben, gestaltet die funktional-strukturelle Theorie ihre Ana-

lysemöglichkeiten flexibler. Denn der Strukturbegriff wird dem der Differenzbildung nachgeordnet, so dass zwar Differenzen, z.B. die Primärdifferenz System/Umwelt, aber nicht bereits integrierte Strukturen zur Ausdifferenzierung eines Systems vorausgesetzt werden müssen. Ein System wird demnach als ein gegen eine Umwelt sich abgrenzender Zusammenhang definiert; solange das System die Differenz zu seiner Umwelt aufrechterhalten kann, bleibt es (etwa als Organismus, als Psyche oder als soziales System) erhalten.

Die Leitfrage, die die funktional-strukturelle Theorie stellt, ist in dieser Hinsicht nicht auf Systemerhaltung ausgerichtet, sondern auf Funktionen und Leistungen, die die jeweiligen Systeme mit ihren Strukturen für ihre Umwelten (etwa für die Gesellschaft, für andere Systeme) erfüllen. Systeme zerfallen, evolutionstheoretisch betrachtet, wenn in funktional-äquivalenter Weise andere Systeme dieselbe Problemlösung adäquater realisieren und diese in ihrer Umwelt durchsetzen können, oder wenn das Problem, das ein System durch Strukturbildung zu lösen versucht, abschließend gelöst wird. Aufgrund dieser funktional-strukturellen Ausrichtung, die auch Systemwandel und -zerfall beschreiben und erklären kann, wird diese Theorie auch als Äquivalenzfunktionalismus bezeichnet. Denn die aktuelle Erfüllung von Funktionen durch Systeme kann immer auch mit anderen, ebenfalls möglichen, also kontingenten Varianten der Funktionserfüllung verglichen werden.

Die Frage, die sich dann stellen lässt, ist, ob funktionale systemische Äquivalente (Alternativen) realisierbar sind, die die Funktionen, die ein System mehr oder weniger befriedigend erfüllt, noch befriedigender erfüllen könnten. Luhmann nennt die Methode solcher Vergleiche funktionale Methode bzw. funktionale Analyse (vgl. Luhmann 1970a). Die funktionale Analyse ist eine nach wie vor zentrale Methode der Systemtheorie (vgl. Luhmann 1984: 83ff.), die es erlaubt, Verschiedenartiges, etwa unterschiedliche systemische Strukturen, ausgehend von den (etwa identischen) Funktionen, die sie erfüllen, miteinander zu vergleichen. »Die funktionale Analyse benutzt Relationierungen mit dem Ziel, Vorhandenes als kontingent und Verschiedenartiges als vergleichbar zu erfassen« (Luhmann 1984: 83).

Als Beispiel zur Illustration dieser Methode kann man sich wieder eine Familie vorstellen, in der ein therapeutisch bzw. beraterisch relevantes Symptom wie etwa Magersucht auftritt. Wenn davon ausgegangen wird, dass die Magersucht als eine bestimmte systemische Handlungsstruktur eine Funktion innerhalb des familiären Beziehungssystems bedient, kann man (z.B. in einer systemischen Beratung) mindestens zwei Fragen stellen, und zwar erstens: welche Funktion dies sein könnte und zweitens: welche alternativen (kontingenten) systemischen Strukturen denkbar und schließlich realisierbar wären, die nicht mit Symptomen wie etwa Magersucht einhergehen, aber dennoch die zu erfüllende familiäre Funktion bedienen.

Wie schließlich an dem zuletzt genannten Beispiel deutlich wird, interessiert sich die funktional-strukturelle Theorie für Systemwandel, für Transformation und bietet zugleich mit dem Äquivalenzfunktionalismus bzw. der funktionalen Analyse eine Methode an, wie dieser Wandel (auch in Beratungsprozessen) analysiert, beschrieben, erklärt und möglicherweise auch praktisch initiiert werden kann. Eine weitere Steigerung in Richtung einer Sensibilität für Wandel und Dynamik erfährt die Systemtheorie mit dem dritten und aktuellen Paradigma.

Das dritte systemtheoretische Paradigma – die Differenz Identität/Differenz: Mit Luhmanns Werk *Soziale Systeme* (Luhmann 1984) wird der differenztheoretische Fokus der funktional-strukturellen Theorie weiter radikalisiert. Die Systemtheorie beginnt spätestens mit ihrem dritten Paradigma eine post-strukturalistische, vielleicht könnte man auch sagen: eine postmoderne Theorie zu werden, eine Theorie, die sich in erster Linie für Differenzen und Differenzbildungen interessiert und erst in zweiter Linie – von Differenzen und Differenzbildungen ausgehend – für Strukturbildungen bzw. für strukturbildende Prozesse (vgl. Clam 2002). Systembildung wird als ein komplexer Differenzierungsprozess betrachtet; erst wenn sich wiederholende Operationen, Ereignisse, Unterscheidungen, also wiederum Differenzen, so aneinander anschließen, dass sie sich damit von anderen Operationen, Ereignissen oder Unterscheidungen differenzieren, bildet sich ein System, und zwar in Abgrenzung zu einer Umwelt der nicht dazu ge-

hörigen, nicht angeschlossenen Operationen, Ereignisse oder Unterscheidungen. Am Anfang der Systembildung steht somit eine Unterscheidung, und zwar zwischen dem, was (an Operationen, Ereignissen oder Unterscheidungen) zum System gehört, und dem, wovon sich systemisch unterschieden wird, nämlich der Umwelt. Nochmals mit anderen Worten gesagt, das System konstituiert sich erst dann als systemische Identität, wenn sich wiederholende Operationen des gleichen Typs in eine Differenz setzen zu nicht dazugehörigen Operationen eines anderen Typs.

Genau in dieser Hinsicht wird in diesem systemtheoretischen Paradigma von der Differenz von Identität und Differenz gesprochen. Denn die Identität des Systems bildet sich in Differenz zu einer Umwelt. Ein System wird nicht mehr als Einheit, nicht mehr als eine ganzheitliche Struktur betrachtet, es ist – wie Jean Clam (2000: 308) es ausdrückt – »kein Ding, das in der Welt vorkommt, eine innere Struktur oder Organisation aufweist und zur Welt ein Verhältnis unterhält, das über das ›interface‹ seiner räumlichen Grenzen läuft«. Vielmehr besteht ein System »einzig aus Operationen [...]. Außerhalb seiner von Moment zu Moment erfolgenden aneinander anschließenden operativen Vollzüge ist es nichts. In dem Augenblick, wo das System die es konstituierende Unterscheidung seiner selbst von seiner Umwelt aussetzt, verschwindet es« (Clam 2000: 308). Wenn man diese Vorstellung mit der verdinglichenden (reifizzierenden, ontologisierenden) Sprache auszudrücken versucht, dann kommt man zwangsläufig zu solchen paradoxen Formulierungen, die eine Differenz (eben das System) als Einheit bezeichnen, es mit einer Identität gleichsetzen: Das System ist die Differenz (zwischen System und Umwelt).

Aber genau genommen entzieht sich die Bezeichnung und Definition dieser Systemvorstellung der sprachlichen Fixierung. Deshalb lehnt es der Systemtheoretiker, der Luhmanns Theorie wohl am radikalsten und intensivsten weiterführt, nämlich Fuchs (2001), ab, Systeme als (räumlich zu ortende) Objekte oder gar als Subjekte zu betrachten, vielmehr nennt er sie Un-jekte und möchte den Systembegriff nur noch als eine Metapher verstanden wissen: »Das System als Differenz, das schließt das System als Ding, als Subjekt/Objekt, als Phänomen aus. Es ist nicht die EINS, die beleuchtet, abgetastet, durchanalysiert wer-

den könnte. System ist der (vor dem Hintergrund der klassischen Logik) paradoxe Ausdruck für einen betriebenen Unterschied. Es ist auch der Ausdruck für die Durchkreuzung des Seins-Schemas, für ein im Blick auf die Seinsfrage destruktives Weder/Noch. Will man das System als Objekt, muß man die Differenz des Systems reifizieren, also einen systematischen Fehler machen, der nicht unbedingt schädlich sein muß, aber fatal wird, wenn es um Theorie der Differenz geht, die dann unversehens umschlägt in eine Theorie des Systems. Systemtheorie, das ist, genau gesehen, die Theorie der Barre in der System/Umwelt-Unterscheidung, und in diesem Sinne ist sie auch gebarrte Theorie« (Fuchs 2001: 242).

Obwohl das System genau genommen die Differenz, die Unterscheidung, die Barre ist zwischen System und Umwelt (vgl. auch Luhmann 2002: 66ff.), imaginieren sich Systeme als Einheiten. Wie dies geschieht, erklärt die Theorie selbstreferentieller Systeme. Insbesondere der Begriff der Selbstreferenz verweist auf die Konstruktion der systemischen Einheit: »Die Theorie selbstreferentieller Systeme behauptet, daß eine Ausdifferenzierung von Systemen nur durch Selbstreferenz zustande kommen kann, das heißt dadurch, daß die Systeme in der Konstitution ihrer Elemente und ihrer elementaren Operationen auf sich selbst (sei es auf die Elemente desselben Systems, sei es auf Operationen desselben Systems, sei es auf die Einheit desselben Systems) Bezug nehmen. Systeme müssen, um dies zu ermöglichen, eine Beschreibung ihrer Selbst erzeugen und benutzen; sie müssen mindestens die Differenz von System und Umwelt systemintern als Orientierung und als Prinzip der Erzeugung von Informationen verwenden können. Selbstreferentielle Geschlossenheit ist daher nur in einer Umwelt, ist nur unter ökologischen Bedingungen möglich« (Luhmann 1984: 25).

Luhmann geht insbesondere von drei Arten selbstreferentieller System aus, die sich in dieser differenztheoretischen Weise beschreiben und erklären lassen und die allesamt für Beratungsprozesse in der Pflege relevant sind: biologische, psychische und soziale Systeme: Biologische Systeme, also lebende Organismen, bilden sich durch die permanente und fortgesetzte Wiederholung von körperlichen Lebensprozessen (z.B. durch den Stoffwechsel, durch die Tätigkeit der Organe, durch die

Zellbildung) und deren Abgrenzung von einer Umwelt u.a. psychischer und sozialer Systeme. Psychische Systeme realisieren sich durch die permanente und fortgesetzte Wiederholung von bewusstseinsförmigen Operationen, also von Gedanken bzw. von gedanklich fokussierten Aufmerksamkeiten und deren Abgrenzung von einer Umwelt u.a. biologischer und sozialer Systeme. Und soziale Systeme, also z.B. Interaktionen (etwa Beratungen) oder Organisationen, konstituieren sich durch die permanente und fortgesetzte Wiederholung von kommunikativen Operationen und deren Abgrenzung von einer Umwelt u.a. biologischer und psychischer Systeme. Beratung als soziales System ist immer Kommunikation. Daher kann sie psychische und biologische Systeme niemals direkt erreichen, nicht in Psychisches und Biologisches eingreifen; sie kann jedoch über den Umweg der Kommunikation Bewusstseins- und Prozesse des Organismus anregen, eigeninitiierte (psychische bzw. biologische) Operationen zu vollziehen.

Die Theoriefigur der Selbstreferenz markiert bezüglich aller drei genannten Systemklassen eine Eigenschaft, die man in der alteuropäischen Philosophie ausschließlich menschlichen Subjekten zugesprochen hat: die (Selbst-)Identifikation des Eigenen, der eigenen Einheit (z.B. des psychischen Ich) durch die Differenz im Hinblick auf Anderes (z.B. das soziale Du). Jedes System, ob es biologischen, psychischen oder sozialen Charakters ist, hat zuallererst die Aufgabe zu lösen, sich so auf sich selbst zu beziehen, dass es sich als eine operationsfähige Einheit stabilisiert und eine Grenze zur Umwelt setzt, die es auch selbst unterscheiden kann. Nicht nur die Psyche leistet dies, sondern beispielsweise auch das körperliche System und seine Subsysteme, z.B. der Magen. Wenn der Magen eines Säugetiers sich in dieser Hinsicht nicht von einer außersystemischen Umwelt, z.B. von der zu verdauenden Nahrung abgrenzen, unterscheiden, differenzieren könnte, dann würde er sich selbst verdauen. Damit Systeme nicht der Entropie, dem Chaos anheimfallen, so könnte man hier zusammenfassen, müssen sie sich von einer Umwelt unterscheiden sowie diese Unterscheidung auf Dauer stellen können. Systemische Strukturbildung setzt also immer Differenzbildung voraus, die mit jeder systemischen Operation erneut be-

stätigt wird – ansonsten würde sich das System in seiner Umwelt auflösen.

Um es noch einmal zu betonen, nach dieser Theorie setzen Systeme sich selbst in Differenz zu einer Umwelt, und diese Differenzsetzung konstituiert das System. An diesem Punkt unterscheidet sich die Theorie selbstreferentieller Systeme von sogenannten analytischen Systemtheorien, die ebenfalls mit der System/Umwelt-Differenz arbeiten, aber voraussetzen, dass immer ein externer Beobachter (z.B. ein Wissenschaftler) diese Differenz setzen muss. In Abhängigkeit von seinen Beobachtungsinteressen betrachtet er mal dies, mal jenes als System und grenzt es von entsprechenden Umwelten ab. Die Luhmannsche Systemtheorie nimmt diese analytische Systemkonzeption auf, aber radikalisiert sie, indem sie feststellt, dass auch das System selbst ein Beobachter (z.B. seiner selbst) ist. Das System wird selbst als Beobachter gedacht hinsichtlich der Differenzen, die es einsetzt, um sich selbst oder andere zu beobachten, z.B. hinsichtlich der Frage, wie die Fremdbeobachtungen seiner Selbstbeobachtungen aussehen, also wie andere es beobachten beim Beobachten. »Auch hier kommt es also zu einer ›Aufhebung‹ der älteren Grunddifferenz in einer komplexeren Theorie, die es jetzt ermöglicht, über die Einführung von Selbstbeschreibungen, Selbstbeobachtungen, Selbstsimplifikationen in Systeme zu sprechen. Man kann jetzt die System/Umwelt-Differenz aus der Perspektive eines Beobachters (zum Beispiel: des Wissenschaftlers) unterscheiden von der System/Umwelt-Differenz, wie sie im System selbst verwendet wird, wobei der Beobachter wiederum nur als selbstreferentielles System gedacht werden kann.« (Luhmann 1984: 25). In diesem Zusammenhang lässt sich Beratung als ein soziales Drittsystem (vgl. Fuchs 1999, S. 93ff.) verstehen, das sich bildet, wenn zum einen das Patientsystem und zum anderen das Pflegesystem (freilich in Form von konkreten Personen) miteinander in Kontakt treten und Kommunikation initiieren.

Mit der These der systemischen Selbstreferenz sind weitgehende Theorierevolutionierungen verbunden, von denen ich abschließend nur noch zwei zentrale skizzieren will: Erstens heißt Selbstreferenz nicht nur, dass Systeme sich durch die Wiederholung bestimmter aneinanderschließender Operationen auf sich selbst beziehen und sich damit von einer Umwelt

abgrenzen, sondern auch, dass differenzsetzende Prozesse, die sich erfolgreich zu Systemen konstituiert haben, Umwelt- bzw. Fremdkontakt ausschließlich über Selbstkontakt, über Selbstreferenz realisieren können. Jedes biologische, psychische und soziale System kann seine jeweilige Umwelt lediglich über den Bezug auf die eigenen Operationen, mithin nur indirekt erreichen. Das biologische System kann also nur über eigene körperliche Prozesse auf das reagieren, was an relevanten Prozessen in der entsprechenden Psyche oder in relevanten sozialen Systemen passiert. Und diese psychischen und sozialen Prozesse können ausschließlich über die eigenen körperlichen Sensoren unterschieden werden. Analoges lässt sich freilich ebenfalls für die psychischen und sozialen Systeme sagen.

Die systemtheoretische Konzeption grenzt die Möglichkeiten von Beratung ein, weitet sie aber auch aus: Beratung ist – wie gesagt – immer Kommunikation und kann nur über Soziales Psychisches und Biologisches zur Selbstveränderung anregen; wie sie dies allerdings versucht, ist offen. Es lassen sich eine Vielfalt von kommunikativen Strategien überlegen und realisieren, eine Menge von Themen generieren, die Beratungsprozesse strukturieren und bestenfalls das zeitigen, was mit der Systemtheorie beschrieben werden kann als psychische und vielleicht auch biologische Selbstveränderungsprozesse bei Patienten.

Die Psyche kann beispielsweise körperliche Zustände nur so bewusstseinsförmig wahrnehmen, wie dies das jeweilige Bewusstsein mit seinen gedanklichen Operationen erlaubt. Weiterhin kann die Psyche Kommunikationen nur über die eigenen psychischen, gedanklichen Möglichkeiten verarbeiten. Die Nahtstellen zwischen Körper, Psyche und Sozialsystem sind demnach Grenzen, an denen unterschiedliche Komplexitätsbereiche aufeinandertreffen, die sich gegenseitig zu Differenzbildungen anregen, aber sich nicht überschneiden. So kann etwa Kommunikation das, was psychisch an Gedanken vor sich geht, nicht direkt erreichen, sondern nur als (mithilfe des biologischen Systems) mitgeteilte Informationen. Aber sobald Gedanken mitgeteilt wurden, sind die Mitteilung und das, was mitgeteilt wurde (die Information), keine gedanklichen Operationen mehr, sondern Ereignisse innerhalb der Kommunikation, die

nicht mehr nach psychischen, sondern nach sozialen Maßstäben behandelt werden. Die Theorie selbstreferentielle Systeme trennt strikt zwischen den genannten Systemklassen und erlaubt es so, die Beziehungen zwischen den einzelnen Systemen, die wechselseitigen Beobachtungsverhältnisse sehr präzise zu beschreiben.

Zweitens heißt dies freilich nicht, dass biologische, psychische und soziale Systeme ohneeinander existieren könnten; vielmehr setzen sich diese Systeme jeweils als relevante Umwelten voraus. Sie sind damit aufeinander angewiesen, keines könnte ohne die jeweils anderen operieren. Luhmann (1984: 286ff.) spricht in diesem Zusammen von Interpenetration und später von struktureller Koppelung (vgl. Luhmann 2002: 118ff.). Und Fuchs (2001) arbeitet mit dem Begriff der konditionierten Koproduktion, um die grundsätzliche gegenseitige Abhängigkeit, das Aufeinanderangewiesensein von System und Umwelt zu verdeutlichen: »Das System läßt sich nicht aus seiner Umwelt herausheben, es ist nicht isolierbar. Es ist jenes Co, jenes Zugleich, jene Zweiheit, die sich nicht in zwei Einsen zerlegen läßt« (Fuchs 2001: 15). Deshalb kann sich, wie wohl noch relativ schnell nachvollziehbar ist, Soziales nicht systemisch ausdifferenzieren, ohne dass Psychisches und Biologisches als soziale Ausdifferenzierungsbedingungen mitwirken. Interessant, zumal für die Pflege, ist jedoch vor allem die These, dass Biologisches (Körperliches) sich nicht realisieren kann, ohne dass Soziales und Psychisches als biologische Ausdifferenzierungsbedingungen gegeben sind. Beratung könnte in dieser Hinsicht die Aufgabe haben, bestimmte Bereiche der sozialen Umwelt von Psychen und Körpern so zu gestalten, dass Patienten hinsichtlich unterschiedlichster Aufträge konstruktiv gestützt werden können.

Teil/Ganzes-Differenz als Ausgangspunkt bisheriger systemischer Pflege-theorien

In der Pflege sind die beiden zuletzt beschrieben systemtheoretischen Paradigmen noch nicht rezipiert worden. Für den gesamten gesundheitswissenschaftlichen Diskurs kann ebenfalls kaum eine andere Feststellung getroffen werden, wie Jost Bauch (2000: 387) resümiert: »Eine Rezeptionsgeschichte systemtheoretischen Gedanken-

guts Luhmannscher Prägung innerhalb der Selbst- und Weltwahrnehmungen der Medizin und des Gesundheitswesens ist nicht auszumachen. Die soziologische Systemtheorie hat bislang in der Selbstbeschreibung des Gesundheitswesens keine Spuren hinterlassen« (ebd.). Bauch sieht dafür zwei Gründe: Erstens hat Luhmann sich bis auf wenige Ausnahmen (s. etwa Luhmann 1990a, ansatzweise dazu auch Luhmann 1975) kaum mit dem Gesundheitssystem beschäftigt; im Gegensatz dazu liegen beachtliche Analysen jeweils in eigenständigen Monographien vor, die das Wirtschaftssystem (Luhmann 1987), das Wissenschaftssystem (Luhmann 1990), das Rechtssystem (Luhmann 1993), das Kunstsystem (Luhmann 1995), das Politiksystem (Luhmann 2000), das Religionssystem (Luhmann 2000a) und das Erziehungssystem (Luhmann 2002) systemtheoretisch analysieren.

Diese auffällige Abstinenz Luhmanns hinsichtlich des Gesundheitssystems habe zweitens, so Bauch (2000: 387f.), damit zu tun, dass dieses System kaum über ausgeprägte Reflexionstheorien verfügt, die seine Stellung in der Gesellschaft sowie seine besonderen Funktionen und Leistungen sozialwissenschaftlich gründlich analysieren. Daher kann eine Soziologie des Gesundheitssystems zwar soziologische Fremdbeschreibungen anbieten, aber diese bleiben vom Gesundheitssystem selbst unbeobachtbar, »denn es gibt innerhalb dieses Gesellschaftssystems keinen Theorieapparat, der solche theoretischen Außenbeschreibungen wahrnehmen und verarbeiten könnte« (Bauch 2000: 388). Deshalb war es für Luhmann offenbar unattraktiv, sich ausgiebiger dem Gesundheitssystem der Gesellschaft zu widmen. Jedoch hat er versucht, die Gründe des diesbezüglichen sozialwissenschaftlichen Reflexionsdefizits herauszuarbeiten. Einer dieser Gründe sei, dass das Gesundheitssystem eine gesellschaftliche Funktion erfüllt, die offensichtlich keine weitere Begründung und Reflexion erfordert, die sich von selbst versteht: die gesundheitsorientierte Behandlung von Kranken (vgl. Bauch 2000: 388).

Des Weiteren, so Luhmann (vgl. Bauch 2000: 389), scheint diese Behandlung – zumindest in klassischer bio-medizinischer Sichtweise und im Vergleich zu anderen gesellschaftlichen Systemen – mit einem Minimum an (reflexiver) Kommunikation auszukommen. Dies ist freilich anders,

wenn es um Beratungsprozesse in der Pflege geht. Doch darum scheint es nicht so oft zu gehen, herrscht doch die dominierende Vorstellung, dass z.B. die Systeme Politik, Recht oder Erziehung über Kommunikation strukturiert werden, dass aber die Medizin und die Pflege mehr oder weniger direkt auf das biologische System, auf den Körper zugreifen. Dass diese (alte, klassische) Sichtweise allerdings immer problematischer wird und dass sich gerade das Gesundheitssystem immer deutlicher als ein ebenfalls äußerst stark durch Kommunikation geprägtes System darstellt, haben insbesondere die in den letzten Jahren sich etablierenden Gesundheitswissenschaften (vgl. Bauch 2000: 401ff.), so auch die Pflegewissenschaft gezeigt (vgl. auch Mühlum/Bartholomeyczik/Göpel 1997). Auch die Systemtheorie könnte dies explizieren.

Dass die amerikanischen Pflgetheorien die letzten beiden Paradigmen der Systemtheorie noch nicht aufgenommen haben, hängt damit zusammen, dass sie in einer Zeit, und zwar in den 1960er/1970er Jahren, entwickelt wurden, in der vor allem systemtheoretische Konzepte populär waren, die von den damals aktuellen Ansätzen der allgemeinen Systemtheorie Ludwig von Bertalanffys und der sozialwissenschaftlichen Systemtheorie Talcott Parsons ausgingen. Beide Ansätze – sowohl der von Bertalanffys als auch jener Parsons – lassen sich dem ersten systemtheoretischen Paradigma, der Teil/Ganzes-Differenz zuordnen. Dementsprechend sind auch die klassischen systemischen Pflgetheorien mit ihren ganzheitlichen Intentionen und traditionellen Systemmodellen auf Systemerhaltung ausgerichtet.

Zweifellos ist die Erhaltung des biologischen und psychischen Systems eines Menschen eine unbestrittene Aufgabe der Pflege, aber ob die sozialen Systeme, an denen Menschen partizipieren, ebenfalls unhinterfragt als erhaltenswert bewertet werden sollten, steht auf einem anderen Blatt. So kann doch gerade ein soziales System psychische und biologische Prozesse so irritieren, dass diese in ihrer Selbsterhaltung gefährdet werden. Daher ist Friebe (1999: 154) recht zu geben, wenn er mit Blick auf die klassischen systemischen Ansätze in der Pflege formuliert, dass mit diesen zwar praxisleitende Modelle begründet werden könnten, dass sie »[...] aber zumeist daran [kranken], daß sie stets auf die Anpassung des Individuums an

gesellschaftliche Bedingungen ausgerichtet sind und die Asymmetrien von Interaktionen, innerpsychische Vorgänge und Verhältniswandel nicht integrieren können. Gleichzeitig erwecken sie häufig die Illusion einer unbegrenzten Steuerungsfähigkeit von sozialen Prozessen«. Alle diese Kritikpunkte treffen auf die Theorie selbstreferentieller Systeme jedoch nicht mehr zu, wie u.a. hinsichtlich der Beratung bereits deutlich geworden sein sollte.

Systemtheorie als Theorie selbstreferentieller Systeme

Bevor in einem letzten Schritt einige systemtheoretische Perspektiven für die Beratung im Kontext der Pflege skizziert werden, wird im Folgenden das dritte Paradigma der Systemtheorie noch einmal aufgegriffen. Da die Ausgangspunkte und Grundzüge dieses Paradigmas bereits referiert wurden, sollen nun weitere Theoriestücke zumindest knapp ausgeführt werden, ohne deren Verständnis die Theorie selbstreferentieller Systeme pflgetheoretisch nicht rezipiert werden kann.

Beginnen wollen wir wiederum bei der Systembildung, die sich durch selbstreferentielle Prozesse im biologischen, psychischen und sozialen Bereich realisiert. Damit ein System die es konstituierende System/Umwelt-Differenz stabilisieren kann, müssen Operationen des gleichen Typs aneinander anschließen, sich aufeinander beziehen. Erst dieser Prozess führt zur System-, d.h. Differenzbildung. Luhmann (1984) schlägt vor, diese selbstreferentielle Systemkonstitution mit dem aus der Biologie kommenden Begriff der Autopoiesis zu bezeichnen. Das Konzept der Autopoiesis (griech. autos = selbst; poein = machen) stammt von den biologischen Systemtheoretikern Humberto Maturana und Francisco Varela (1987), die es ursprünglich zur Beschreibung und Erklärung der Selbstorganisation von Organismen entwickelt haben. Luhmann überträgt die Grundidee der Autopoiesis, die sich auf biologische Systeme bezieht, auf psychische und soziale Systeme; alle derartigen Systeme sind demnach autopoietische, mit anderen Worten: selbstreferentiell geschlossene Systeme. Solche Systeme sind so organisiert, dass sie »alle elementaren Einheiten, aus denen sie bestehen, durch ein Netzwerk eben dieser Einheiten reproduzieren und sich dadurch von einer Um-

welt abgrenzen – sei es in der Form von Leben, in der Form von Bewußtsein oder (im Falle sozialer Systeme) in der Form von Kommunikation« (Luhmann 1986: 266). Aus dem Konzept der Autopoiesis ergeben sich für die weitere Beschreibung biologischer, psychischer und sozialer Systeme und davon ausgehend auch für Beratungsprozesse mindestens drei Konsequenzen:

Erstens – die operationale Geschlossenheit und Autonomie: Autopoietische Systeme sind auf der Ebene ihrer Operationen von der Umwelt (etwa durch Beratung) nicht direkt beeinflussbar. Umweltereignisse können also nicht »dazwischen« geraten, nicht inter-venierend wirken, wenn autopoietische Systeme sich realisieren; sollte dies jedoch geschehen, ist die Autopoiesis und damit der Systemerhalt gefährdet. Denn Autopoiesis setzt voraus, dass die systemische Selbstreproduktion ausschließlich durch eigene systemische Operationen stattfindet, die aneinander anschließen können, weil sie desselben Typs sind. Daher sind sogenannte beraterische Interventionen nach dieser Theorie lediglich Anregungen, Irritationen oder Perturbationen (Maturana) aus der Umwelt; ob und wie das System auf diese reagiert, hängt von seinen eigenen Operationen ab (vgl. auch Fuchs 1999). Hiermit werden offensichtlich klassische behavioristische Reiz/Reaktions-Modelle sowie herkömmliche Interventions- und Steuerungstheorien gesprengt (vgl. Bardmann u.a. 1991). Denn Umweltreize, Steuerungs- oder Interventionshandlungen sind gewissermaßen Veränderungsangebote an das System, ob und wie diese Angebote jedoch systemisch angenommen werden, hängt von der autopoietischen Eigendynamik des Systems ab. Mit anderen Worten, jedes System interpretiert (deutet) das, was in seiner Umwelt vorgeht (etwa die Beratungskommunikation), und reagiert aufgrund dieser Interpretationen. Daher sind systemische Reaktionen immer system- und nicht umweltbestimmt.

Gerade dieses Verständnis von Intervention und Steuerung ist in den Professionen, in denen das neuere systemtheoretische Denken großen Einfluss erlangt hat (z.B. in der Psycho- und Familientherapie, der Organisationsberatung, der Pädagogik und der Sozialarbeit), auf Beifall gestoßen, erklärt es doch die praktische Erfahrung vieler Professioneller, dass die Planbarkeit von Interventionen z.B. innerhalb von

Beratungsprozessen äußerst beschränkt ist (vgl. Woltmann 1991). Systeme reagieren wie sie reagieren; dies kann von außen nur sehr bedingt beeinflusst werden. Allerdings sind Anregungen aus der Umwelt möglich, die Systeme zu Selbstveränderungen anstoßen können.

Mit der These der Unwahrscheinlichkeit zielgerichteter Intervention und der Möglichkeit, Systeme zu Selbstveränderungen anzuregen, wird die Alltagsethik der »Hilfe zur Selbsthilfe«, die die helfenden Professionen postulieren, systemtheoretisch, also wissenschaftlich rekonstruierbar.

Zweitens – Informationsgewinnung als Konstruktion: Sehr eng mit dem beschriebenen Interventionsverständnis hängt die Beantwortung der Frage zusammen, wie autopoietische, also selbstreferentiell geschlossene Systeme Informationen gewinnen. Wenn das Konzept der Autopoiesis ernst genommen wird, dann können Systeme nicht direkt auf die Umwelt zugreifen, um Informationen zu erlangen. Die Umwelt ist für autopoietische Systeme operational und informationell unzugänglich. Wir können das klassische Konzept, das Informationsgewinnung als die Übertragung einer Nachricht von einem Sender zu einem Empfänger versteht, in diese Theorie nicht integrieren. Ein alternatives und passenderes Konzept, von dem Luhmann (1984: 68) ausgeht, liefert Gregory Bateson (1982: 274), der davon spricht, dass eine Information »[j]eder Unterschied [ist], der einen Unterschied macht«. Informationsübertragung ist also nicht die Übertragung von Identitäten (z.B. Nachrichten), sondern von Differenzen, von Unterschieden. Damit ein System eine Information generieren kann, muss es in der Lage sein, in seiner Umwelt Zustandsveränderungen, also Unterschiede zu beobachten, die in seinen internen Operationen ebenfalls Unterschiede, also Zustandsveränderungen auslösen. Ob und wie jedoch ein autopoietisches System Umweltunterschiede beobachtet und diese zu eigenen Unterschieden weiterverarbeitet, hängt in erster Linie von seiner eigenen operationalen Struktur und erst in zweiter Linie von der Umwelt ab.

Wenn wir dieses Konzept zur Beschreibung und Erklärung der Kognition bzw. der psychischen Wahrnehmung und Aufmerksamkeitsfokussierung benutzen,

dann landen wir schließlich bei konstruktivistischen Auffassungen (vgl. Kleve 1996), etwa bei der Kritik der reinen Vernunft von Immanuel Kant. Nach Kant ist die objektive Wirklichkeit, das sogenannte »Ding an sich« kognitiv nicht erreichbar. Kognition produziert vielmehr »Dinge für uns«, Wirklichkeiten, die so erscheinen, wie sie erscheinen, weil unser Wahrnehmungsapparat sie so »errechnet«, wie es seinen Möglichkeiten entspricht. Die Systemtheorie radikalisiert diesen klassischen Konstruktivismus mit ihrer Beobachtungstheorie (vgl. Luhmann 1990). Demnach beobachten nicht nur psychische Systeme, nicht nur das menschliche Subjekt, sondern ebenfalls biologische und soziale Systeme. Beobachtung wird nämlich (subjektunabhängig) als systemischer Prozess der Differenzbildung gedacht.

Nachdem sich die Primärdifferenz System/Umwelt stabilisiert hat, kann sich ein System selbst von der Umwelt unterscheiden und als Identität bezeichnen; es führt damit – durch ein re-entry, d.h. durch einen Wiedereintritt der Unterscheidung System/Umwelt in die eine Seite der Unterscheidung, nämlich in das System – eine Selbstbeobachtung durch. Das System kann beobachten, dass und wie es sich von einer Umwelt unterscheidet und identifiziert sich damit selbst in Differenz zur Umwelt. Selbstbeobachtungen werden Beobachtungen zweiter Ordnung genannt, denn sie beobachten das (eigene vergangene) Beobachten. Beobachtungen zweiter Ordnung ereignen sich ebenfalls, wenn Systeme andere Systeme beim Beobachten beobachten. An diesem Punkt offenbart die Systemtheorie ihre erkenntnistheoretische Leistung. Erkenntnis von Wirklichkeit wird als Beobachtung aufgefasst, die auf Unterscheidungen und Bezeichnungen aufruhrt, die aktiv gesetzt werden müssen. Insofern ist auch Beratung in dieser Hinsicht Beobachtung: sie prozessiert unterschiedlichste Unterscheidungen, die die angrenzenden Systeme (Patienten, Pflegekräfte) in vielfältigster Weise (bestenfalls konstruktiv) irritieren (können).

Der Pat für diese Sichtweise ist der englische Logiker George Spencer-Brown (1997), der die Entstehung jeder Form von Wirklichkeit koppelt an das Unterscheiden und Bezeichnen. Wenn man wissen will, warum Wirklichkeiten so sind, wie sind, so aussehen, wie sie aussehen, dann sollte man den Blick von der Erscheinung der Wirk-

lichkeit wenden in Richtung der Beobachtungen, die auf der Grundlage bestimmter Unterscheidungen und Bezeichnungen Wirklichkeiten konstruieren. Die erkenntnistheoretische Aussage besteht darin, dass – ausgehend von der Unterscheidungslogik Spencer-Browns sowie von der Kybernetik zweiter Ordnung Heinz von Foerstern (z.B. 1993) – jede Frage nach den Inhalten, Wesensmerkmalen oder Identitäten der Realität auf Beobachter bezogen wird. Damit führt die (klassische erkenntnistheoretische) Frage nach dem »Was«, also nach den Inhalten von Beobachtungen zu der Frage nach dem »Wie«, also nach der Genese von Beobachtungen.

Drittens – die operationale Trennung biologischer, psychischer und sozialer Systeme: Die Luhmann'sche Theorie beschreibt biologische, psychische und soziale Systeme als autopoietische Systeme und trennt sie strikt voneinander. Denn Autopoiesis bedeutet, dass Systeme sich mit ihren eigenen Operationen bzw. Elementen permanent selbst reproduzieren. Daher muss gefragt werden, welches diese Operationen bzw. Elemente sind. Für biologische und psychische Systeme scheint dies noch relativ schnell klar zu sein: Organismen als biologische Systeme reproduzieren sich autopoietisch durch Lebensprozesse (Stoffwechsel, Zellbildung etc.); psychische Bewusstseinssysteme generieren sich durch die permanente Operation des Denkens, der Kognition. Und freilich sind biologische und psychische Systeme strukturell so gekoppelt, dass sie sich zum einen wechselseitig voraussetzen und zum anderen auch gegenseitig so irritieren können, dass es zu jeweiligen Zustandsveränderungen kommt. Dies wäre Thema für eine systemische Theorie der Psychosomatik (vgl. Simon 1993). Aber wie verhält es sich mit sozialen Systemen, was sind deren Elemente?

Für Luhmann (1984: 191ff.) ist die Operation, die soziale Systeme konstituiert, die kommunikative Operation, sind mithin die Elemente, die soziale Systeme ausdifferenzieren, Kommunikationen. Demnach bestehen soziale Systeme aus Kommunikationen. Menschen als Einheiten biologischer und psychischer Systeme gehören zur Umwelt sozialer Systeme. Damit werden Menschen in dieser Theorie nicht unwichtig für die Konstitution des Sozialen – im Gegenteil: als Einheiten biologischer

und psychischer Systeme sind sie dessen Voraussetzung. Aber die Dynamik von sozialen Systemen kann nicht erklärt werden durch die Betrachtung der an den Systemen teilnehmenden Menschen, sondern erfordert soziologische, kommunikative Analysen, die anerkennen, dass sich im Sozialen eigene emergente Komplexitäten generieren, die nicht zurückgeführt werden können auf Biologisches und Psychisches. Denn auch soziale Systeme, auch Kommunikationen beobachten in eigenständiger Weise. Daher fokussiert systemische Beratung in erster Linie Kommunikationen, Kreisläufe von Handlungen und Erwartungen zwischen Personen, die bestimmte Strukturen generieren, die wiederum (nicht determinierend, aber prägend irritierend) auf Psyche und Körper Einfluss haben.

Für Luhmann ist die Grundlage von (psychischen und sozialen) Beobachtungen sowie der strukturellen Koppelung von psychischen und sozialen Systemen die Kategorie Sinn (Luhmann 1984: 92ff.); sowohl das Bewusstsein als auch das Sozialsystem operieren auf der Basis von Sinn. Gedanken (als Elemente psychischer Systeme) und Kommunikationen (als Elemente sozialer Systeme) unterscheiden und bezeichnen, also beobachten je Aktuelles in einem Kontext auch anderer Möglichkeiten, in einem Kontext der Potentialität. Dieses Verhältnis zwischen dem je aktuell Gedachten oder Kommunizierten und dem potentiell möglichen Gedanken oder Kommunikationen repräsentiert die Sinnkategorie. Sinn wird weiterhin als ein Medium gedacht, in das sich Gedanken und Kommunikationen als bestimmte Formen einschreiben; wichtig ist jedoch, dass dieses Einschreiben in das Sinnmedium psychisch und sozial unterschiedlich geschieht, nämlich zum einem durch Gedanken und zum anderen durch Kommunikationen. Und zwischen Bewusstsein und Sozialsystem besteht eine operationale Grenze, die Bewusstsein und Kommunikation so trennt, dass Gedanken und Kommunikationen nicht direkt ineinander übersetzbar sind. Vielmehr sind Bewusstsein und Kommunikation zwar strukturell über das Medium Sinn miteinander gekoppelt, sie bleiben jedoch operational von einander getrennt. So kann kein Gedanke direkt kommuniziert werden, während keine Kommunikation unmittelbar ins Bewusstsein gelangen kann (vgl. ausführlich dazu Luhmann 1984: 191ff.; Fuchs 1993).

Will eine systemische Pflgetheorie systemtheoretisches Gut des dritten, nämlich des Luhmann'schen Paradigmas aufnehmen, dann hat sie mindestens von den bis hierher beschriebenen Theoriestücken auszugehen. Welche Fragen und Perspektiven könnten sich für eine systemische Pflgetheorie dabei ergeben? Eine ausführliche oder gar abschließende Antwort auf diese Frage kann in diesem Beitrag freilich nicht gegeben werden. Aber einige Spekulationen sollen hinsichtlich der Beratung dennoch gewagt werden.

Perspektiven und Fragen einer Systemtheorie der Beratung in der Pflege

Pflege ist eine Praxis, die offensichtlich alle drei autopoietischen Systemklassen gleichermaßen tangiert, biologische, psychische und soziale Systeme. Aus diesem Grund hat die Pflege, übrigens wie auch die Soziale Arbeit (vgl. Kleve 1999: 56ff.), eine besondere Affinität für holistische bzw. ganzheitliche Konzeptionen; sie intendiert damit, die Einheit des Menschen im Sozialen zu erfassen, weil sie sich genau auf diese Einheit zu beziehen versucht. Wie Bauch (2000: 390ff.) meint, kann dieser ganzheitliche Bezug auf den Menschen für das gesamte Gesundheitssystem beobachtet werden – zumindest wenn wir systemtheoretisch die Einheit des menschlichen Körpers als Einheit der Differenz zweier autopoietischer Systeme, nämlich von Psyche und Organismus markieren. Aus einer soziologischen Perspektive der Theorie selbstreferentieller Systeme hat das Gesundheitssystem und damit auch die Pflege mit ihren speziellen Aufgaben die vordergründige Funktion der Krankenbehandlung »und bezieht sich demnach auf die Relation von Körper und Bewusstsein« (Bauch 2000: 390), und zwar – wie sich hinzufügen ließe – in einem sozialen System (z.B. in einer bestimmten Organisation, etwa im Krankenhaus).

Bauch (2000: 390f.) schließt unmittelbar an die Luhmann'sche Systemtheorie an, wenn er formuliert, dass »Körper und Psyche [...] zwei zwar strukturell gekoppelte, aber gleichwohl autopoietische Systeme [sind]«, deren Beziehung jedoch gekennzeichnet ist durch strukturelle Indifferenz und psychischer Unaufmerksamkeit bezüglich der Körperfunktionen. Spätestens aber wenn Schmerzen wahrge-

nommen werden, führt eine (akute oder chronische) Krankheit dazu, dass die Unaufmerksamkeit des psychischen Systems für die Zustandsveränderungen des biologischen Systems abbricht. Schmerzen sind durch den Körper angeregte emergente psychische Ereignisse, mithin Informationen, die entstehen, wenn bestimmte Unterschiede im biologischen System, zu bestimmten Unterschieden im psychischen System führen. Wie Fritz B. Simon (1995: 66) aus systemtheoretischer Sicht schreibt, sind die Prozesse, die »wir ›körperliche Krankheiten‹ nennen, strukturdeterminierte Reaktionen des Organismus auf interne Veränderungen des Netzwerkes der Interaktionen der Komponenten (strukturelle und funktionelle Veränderungen) oder auf störende (perturbierende) Interaktionen mit der Umwelt, z.B. mit Bakterien, mit zu kalten Getränken oder zu heißem Badewasser, mit Arbeitskollegen oder den Lieben daheim«. Kommt es zu derartigen strukturdeterminierten Reaktionen des Organismus, kann dem psychischen System die Schmerzwahrnehmung möglich werden.

Das Gesundheitssystem hätte diesbezüglich die Aufgabe, den Zustand der strukturellen Indifferenz von Körper und Psyche wieder herzustellen, den Körper durch Krankheitsbekämpfung und damit einhergehend durch Schmerzlinderung bzw. -beseitigung sozusagen wieder zum Schweigen zu bringen. Die Voraussetzung dafür, dass das Gesundheitssystem tätig wird, ist freilich, dass körperliche Zustandsveränderungen nicht nur psychische Relevanz durch (wahrnehmbare) Schmerzen erlangen, sondern auch sozial bedeutend, also kommuniziert werden, so dass Ärzte, Pfleger etc. zu arbeiten beginnen. Spätestens an diesem Punkt wird der Aspekt der Beratung relevant. Denn Beratung ist ein soziales System, das sich durch Kommunikation bildet – u.a. durch Kommunikation im Kontext der Pflege.

Wie Simon (1995: 66) betont, werden psychisch wahrgenommene körperliche Zustandsveränderungen erst durch Kommunikation zu Symptomen. »Das Erleben von Schmerz, eine gestörte Befindlichkeit oder das Gefühl krank zu sein, bedarf der kommunikativen Validierung, um als Symptom, als Merkmal der Unterscheidung für Krankheit, anerkannt zu werden« (Simon 1995: 66). Auch die Krankheiten sind aus dieser Sicht systemische Konstruktionen, die auf (psychische und soziale) Be-

- Fuchs, P.; Pankoke, E.: Beratungsgesellschaft. Schwerte (Katholische Akademie) 1994.
- Gripp-Hagelstange, H. (Hrsg.): Niklas Luhmanns Denken. Interdisziplinäre Einflüsse und Wirkungen. Konstanz (UVK) 2000.
- Johnson, D.E.: The Behavioral System Model for Nursing. In: Riehl, J.P.; Roy, C. (Hrsg.): Conceptual Models for Nursing Practise. New York, NY (Appleton-Century-Crofts) 1980: 207–216 (2. Aufl.).
- Kleve, H.: Konstruktivismus und Soziale Arbeit. Die konstruktivistische Wirklichkeitsauffassung und ihre Bedeutung für Sozialarbeit/Sozialpädagogik und Supervision. Aachen (Kersting) 1996.
- Kleve, H.: Postmoderne Sozialarbeit. Ein systemtheoretisch-konstruktivistischer Beitrag zur Sozialarbeitswissenschaft. Aachen (Kersting) 1999.
- Kleve, H.: Paradigmawechsel in der Systemtheorie und postmoderne Sozialarbeit. In: Merten, R. (Hrsg.): Systemtheorie Sozialer Arbeit. Neue Ansätze und veränderte Perspektiven. Opladen (Leske + Budrich) 2000: 47–66.
- Kleve, H.: Zwei Logiken des Helfens. Ambivalenz- und systemtheoretische Betrachtungen. In: Soziale Arbeit, Heft 6/2003: 220–227.
- Kleve, H.: Systems Theory and Nursing Theories. In: Kim, H.S.; Kollak, I. (Hrsg.): Nursing Theories: Conceptual and Philosophical Foundations. New York (Springer Publishing Company) 2005 (2. Aufl.): 109–140.
- Kieserling, André: Kommunikation unter Anwesenden. Studien über Interaktionssysteme. Frankfurt/M. (Suhrkamp) 1999.
- King, I. M.: A Systems Framework for Nursing: The Theory of Goal Attainment. In: Frey, M.A.; Sieloff, C.L. (Hrsg.): Advancing King's Framework and Theory of Nursing. Thousand Oaks, CA (Sage) 1995.
- King, I. M.: Ein systemischer Bezugsrahmen für die Pflege. In: Schaeffer u.a. (Hrsg.) 1997: 181–196.
- Krieger, D. J.: Einführung in die allgemeine Systemtheorie. München (Fink/UTB) 1996.
- Lindner, R.: unbestimmt bestimmt. Soziale Beratung als Praxis des Nichtwissens. Heidelberg (Carl-Auer-Systeme) 2004.
- Luhmann, N.: Soziologie als Theorie sozialer Systeme. In: ders. Soziologische Aufklärung 1. Aufsätze zur Theorie sozialer Systeme. Opladen (Westdeutscher Verlag) 1970: 113–136.
- Luhmann, N.: Funktionale Methode und Systemtheorie. In: ders. Soziologische Aufklärung 1. Aufsätze zur Theorie sozialer Systeme. Opladen (Westdeutscher Verlag) 1970a: 31–53.
- Luhmann, N.: Formen des Helfens im Wandel gesellschaftlicher Bedingungen. In: ders. Soziologische Aufklärung II. Aufsätze zur Theorie der Gesellschaft. Opladen (Westdeutscher Verlag) 1975: 134–149.
- Luhmann, N.: Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie. Frankfurt/M. (Suhrkamp) 1984.
- Luhmann, N.: Ökologische Kommunikation. Kann die moderne Gesellschaft sich auf die ökologischen Gefährdungen einstellen? Opladen (Westdeutscher Verlag) 1986.
- Luhmann, N.: Die Wirtschaft der Gesellschaft. Frankfurt/M. (Suhrkamp) 1988.
- Luhmann, N.: Die Wissenschaft der Gesellschaft. Frankfurt/M. (Suhrkamp) 1990.
- Luhmann, N.: Der medizinische Code. In: ders.: Soziologische Aufklärung 5. Konstruktivistische Perspektiven. Opladen (Westdeutscher Verlag) 1990a: 183–195.
- Luhmann, N.: Das Recht der Gesellschaft. Frankfurt/M. (Suhrkamp) 1993.
- Luhmann, N.: Die Kunst der Gesellschaft. Frankfurt/M. (Suhrkamp) 1995.
- Luhmann, N.: Die Gesellschaft der Gesellschaft. 2 Bände. Frankfurt/M. (Suhrkamp) 1997.
- Luhmann, N.: Die Politik der Gesellschaft. Frankfurt/M. (Suhrkamp) 2000.
- Luhmann, N.: Die Religion der Gesellschaft. Frankfurt/M. (Suhrkamp) 2000a.
- Luhmann, N.: Organisation und Entscheidung. Opladen (Westdeutscher Verlag) 2001.
- Luhmann, N.: Einführung in die Systemtheorie. Heidelberg (Carl-Auer-Systeme) 2002.
- Luhmann, N.: Das Erziehungssystem der Gesellschaft. Frankfurt/M. (Suhrkamp) 2002a.
- Maturana, H. R.; Varela, F. J.: Der Baum der Erkenntnis. Die biologischen Wurzeln des menschlichen Erkennens. München (Scherz/Goldmann) 1987.
- Morel, J. u.a.: Soziologische Theorie. Abriß der Ansätze ihrer Hauptvertreter. München (Oldenbourg) 1997 (5. Aufl.).
- Mühlum, A.; Bartholomeyczik, S.; Göpel, E.: Sozialarbeitswissenschaft. Pflegewissenschaft. Gesundheitswissenschaft. Freiburg/Br. (Lambertus) 1997.
- Lyotard, J.-F.: Das postmoderne Wissen. Ein Bericht. Wien (Passagen) (1994; origin. 1979).
- Maturana, H.; Varela, F.: Der Baum der Erkenntnis. Die biologischen Wurzeln des menschlichen Erkennens. München. (Goldmann) 1987.
- Münker, S.; Roesler, A.: Poststrukturalismus. Stuttgart/Weimer (Metzler) 2000.
- Nassehi, A.; Nollmann, G.: Inklusionen. Organisationssoziologische Ergänzungen der Inklusions-/Exklusionstheorie. In: Soziale Systeme, Heft 2/1997: 393–411.
- Neumann, B.: Pflege und die Systemperspektive. In: Schaeffer u.a. 1997: 197–227.
- Parsons, T.: Das System moderner Gesellschaften. Weinheim/München (Juventa) 1972.
- Roy, Sister C.; Andrews, H. A.: Das Adaptionmodell. In: Schaeffer u.a. (Hrsg.) 1997: 227–250.
- Schaeffer, D./Moers, M./Steppe, H./Meleis, A. (Hrsg.): Pflegetheorien. Beispiele aus den USA. Bern (Huber) 1997.
- Simon, F. B.: Unterschiede, die Unterschiede machen. Klinische Epistemologie: Grundlage einer systemischen Psychiatrie und Psychosomatik. Frankfurt/M. (Suhrkamp) 1993.
- Simon, F. B.: Die andere Seite der Gesundheit. Ansätze einer systemischen Krankheits- und Therapietheorie. Heidelberg (Carl-Auer-Systeme) 1995.
- Simon, F. B.; Clement, U.; Stierlin, H.: Die Sprache der Familientherapie. Ein Vokabular. Kritischer Überblick und Integration systemtherapeutischer Begriffe, Konzepte und Methoden. Stuttgart (Klett-Cotta) 1999.
- Spencer-Brown, G.: Laws of Form. Gesetze der Form. Lübeck (Bohmeier) 1997.
- Stäheli, U.: Sinnzusammenbrüche. Eine dekonstruktive Lektüre von Niklas Luhmanns Systemtheorie. Weilerswist (Velbrück) 2000.
- Stäheli, U.: Poststrukturalistische Soziologien. Bielefeld (transcript) 2000a.
- Uecker, H. D.: Sozialberatung im Lichte der soziologischen Systemtheorie. Heidelberg (Carl-Auer-Systeme) 2003.
- Ulfig, A.: Lexikon der philosophischen Begriffe. Wiesbaden (Fourier) 1999.
- Watzlawick, P. u.a.: Menschliche Kommunikation. Formen, Störungen, Paradoxien. Bern (Huber) 1969.
- Welsch, W.: Unsere postmoderne Moderne. Berlin (Akademie) (1993; 1. Ausgabe 1987).
- Willke, H.: Systemtheorie. Eine Einführung in die Grundprobleme der Theorie sozialer Systeme. Stuttgart/Jena (Fischer/UTB) 1993.
- Woltmann, B.: Planen, Autopoiese und Sozialpädagogik – Ausführungen zu einer Epistemologie didaktischer Wirklichkeitskonstruktionen. In: Bardmann, Th. M. u.a. (Hrsg.) 1991: 64–107.